Alexander S. Coburg

Lebensspektakel

Autobiografisches

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.dnb.de abrufbar.

© 2016 Alexander S. Coburg

Herstellung und Verlag: BoD – Books on Demand, Norderstedt
Umschlaggestaltung: font11, Berlin
Fotos: in Privatbesitz
Titelfoto: https://pixabay.com/de
ISBN: 978-3-7412-9892-9

Inhalt

Adieu Heimat

Ein raffinierter Plan

Ein trautes Heim

Das Bild vom königlichen Kaufmann

Das Mädchen vom Bodensee

Ein Unglück kommt selten allein

Romeo und Julia

Eine Grille namens Herbie

Der Feind hört mit

Das Sprachrohr des Herrn Doktor

Invasion der Stubentiger

Der Tag der Wende

Ein Brief voller Fehler

Die fremde Halbschwester

Anlage A - Fotos

Anlage B - Zeittafel

Adieu Heimat

Das Licht der Welt erblickte ich am Heiligabend 1940 – bei einer Hausgeburt, wie es damals oft üblich war. Gut eine Stunde nach Mitternacht machte ich mich mit dem ersten Schrei bemerkbar. Vielleicht war es diese ungewöhnliche Zeit, die mich den Rest meines Lebens zur Nachteule und somit zum Langschläfer machte. Die Familie stellte sich von Beginn an zwei Fragen: Was war ich nun – ein Christkind oder ein Weihnachtsmann? Und mit wem sollte ich später meine Geburtstage feiern? Ausgerechnet am Heiligabend, wo jeder mit sich selbst beschäftigt war. Fest stand, dass ich mit meinen siebenundfünfzig Zentimetern Länge und fast vier Kilo Gewicht größer und schwerer war als die meisten anderen Neugeborenen. Für die Eltern ein Grund mehr, stolz auf den Stammhalter zu sein – unter anderem auch deshalb, weil der Erstgeborene vor Jahresfrist kurz nach der Geburt gestorben war.

Die Freude über die Geburt währte allerdings nicht lange. Der Großvater mütterlicherseits, ein gestandenes Mannsbild mit für damalige Verhältnisse überragenden hundertzweiundachtzig Zentimetern Körpergröße, war schwer erkrankt. Die Ärzte diagnostizierten Speiseröhrenkrebs im fortgeschrittenen Stadium – zu jener Zeit ein Todesurteil. Einst Militärbeamter bei der kaiserlichen Heeresverwaltung in der Provinz Posen, später Pächter eines Tabakwarengeschäfts im schlesischen Liegnitz, musste der erklärte Gegner der Nationalsozialisten jetzt nicht nur mit dem angezettelten Krieg und den Überfällen auf halb Eu-

ropa, sondern auch mit seinem persönlichen Schicksal fertig werden. Mit den Nazis war er schon Monate zuvor aneinandergeraten.

Als die braunen Horden in der Hauptstadt Schlesiens Einzug halten, die Rechte zum Führergruß ausgestreckt und unter der Hakenkreuzfahne das Horst-Wessel-Lied grölend, reißt er eine der an den Häusern zum Empfang ausgehängten Flaggen herunter und wirft sie auf den Bürgersteig. Obwohl die im Gleichschritt und mit martialischem Gesichtsausdruck durch die Straßen der Stadt marschierenden Angehörigen von Wehrmacht, SA und SS den Vorfall nicht mitbekommen, betätigt sich ein Nachbar als Denunziant. Das zieht unweigerlich Konsequenzen nach sich: tagelang wird er von der Gestapo verhört, nicht physisch, aber psychisch gefoltert, bis man ihn, zur Überraschung aller, am Ende wieder laufen, von nun an jedoch nicht mehr aus den Augen lässt.

Sein Glück war, so abwegig das klingen mag, dass er rechtzeitig das Zeitliche segnen durfte. Die Zerstörung seiner Heimat und den endgültigen Niedergang des Deutschen Reiches, dessen Ruf schon unter dem Kaiser genug gelitten hatte, musste er nicht mehr miterleben. Und der durchaus mögliche Gang in eines der berüchtigten Konzentrationslager blieb ihm ebenfalls erspart. Dort hätte ihn ein noch schrecklicheres Ende als der Krebstod erwartet. Wenige Tage vor Vollendung seines vierundfünfzigsten Lebensjahres war es dann soweit, schloss er, von starken Krämpfen und Schluckbeschwerden geplagt, für immer die Augen.

Der Großvater lag noch nicht lange unter der Erde, als ich in der Breslauer St. Barbara-Kirche getauft wurde. Das über den Kopf mehr gegossene als geträufelte Wasser behagte mir dabei gar nicht. Mit kräftigen Schreien machte ich meinem Unmut Luft – für die gläubige Mutter kein Anlass, auf das christliche Ritual zu verzichten.

Eineinhalb Jahre später wurde mein jüngerer Bruder geboren, der als Spielkamerad vorerst nicht zu gebrauchen war. Doch bald tollten wir beide herum – allerdings nur in der Wohnung, weil die stark befahrene Straße zu gefährlich war. Manchmal balgten wir uns auch, was gelegentlich zu Spannungen führte. Mir als dem Älteren blieb dann die Rolle des Sündenbocks, der von der Mutter, eher selten vom Vater, bestraft wurde.

Der Vater stammte aus einer Brandenburger Binnenschifferfamilie, die mit ihrem Lastkahn viel unterwegs war, auf der Oder bis zum Stettiner Haff hin- und wieder zurückfuhr, die Fracht jedes Mal am Ziel entlud und dort oder anderswo neue Ware aufnahm. Die Großmutter, die ihre alten Tage in Senftenberg verbrachte, hatte ich dort noch erlebt, den Großvater nicht mehr. Vaters Geschwistern bin ich erst später begegnet. Er selbst war der Jüngste, wohl auch der Gescheiteste. Ohne höheren Schulabschluss schaffte er den Einstieg in die mittlere Beamtenlaufbahn bei der Finanzverwaltung, wurde Steuerinspektor und war somit in der Lage, die Familie allein zu ernähren.

Die Mutter wurde in der Provinz Posen geboren, wo ihr Vater ja einst Militärbeamter bei der kaiserlichen Heeresverwaltung war. Sie hatte das Lyzeum besucht, aber keinen Beruf erlernt. Sie stürzte sich voll und ganz auf die Kinder-

erziehung. Die Wurzeln der Großmutter, die nicht nur den an Krebs erkrankten Mann, sondern bei Kampfhandlungen an der Ostfront auch den einzigen Sohn verloren hatte und seitdem bei uns lebte, lagen wiederum in Ostpreußen, wo die Urgroßeltern zunächst ein Restaurant betrieben. Später verwalteten sie das Gut des Grafen von Schlobitten.

Die Sommerwochenenden verbrachten die Eltern oft an den Oderstränden. Auch während des Krieges. Der Fluss mit seinen Strömungen in Richtung Stettiner Haff, der sich durch die Stadt hindurch schlängelte, die Sandinsel in die Zange nahm und danach wieder teils gradlinig, teils in Windungen dahinfloss durch Schlesien, Brandenburg und Pommern, schien mich magisch anzuziehen. Geradezu furchtlos stieg ich in die Fluten, als wollte ich dem reißenden Strom Paroli bieten. Immer tiefer wagte ich mich hinein – ich Knirps von zweieinhalb Jahren, der gar nicht schwimmen konnte. Das Wasser faszinierte mich. Und wenn sich ein Ausflugsdampfer oder ein Lastkahn den Weg durch die Oder bahnte und nach beiden Seiten hin nichts als Wellen hinterließ, die mich unbarmherzig ans Ufer zurückdrängten, wollte ich erst recht zeigen, dass ich mich nicht unterkriegen ließ – wohl in dem unerschütterlichen Glauben, das kühle Nass würde mich ebenso wie die Schiffe tragen. Eines Tages wurde ich eines besseren belehrt.

Der kleine Körper, der bis dahin hüfthoch im Wasser gestanden und dem Druck der Wellen nur mit Mühe standgehalten hat, verliert plötzlich den Boden unter den Füßen. Ein Aufschrei reißt die am Ufer liegenden, sich der Sonne hingebenden Badegäste aus ihren Träumen. Nur zwei hastig um sich schlagende Arme verraten, woher

die Schreie kommen und dass da mitten im Strom ein menschliches Wesen um sein Leben kämpft. Die Leute starren wie gelähmt auf das in der Strömung treibende Kind. Und die Mutter, die wie ihr Zögling nicht schwimmen kann, macht sich lediglich durch ihr Kreischen bemerkbar. Der Vater hingegen springt geistesgegenwärtig in die Fluten, schwimmt mit kräftigen Zügen auf seinen Sohn zu, packt ihn am Schlafittchen und bringt ihn unversehrt ans Ufer zurück. Die Mutter, die noch immer in schrillen Tönen verharrt, begreift erst allmählich, dass sie ihr Kind, das aus Sympathie mitzubrüllen scheint, wohlbehalten in den Armen hält.

Gelegentlich besuchten wir auch die eine oder andere Veranstaltung. Dem Krieg zum Trotz. Ein ganzes Stadtviertel schien auf den Beinen zu sein, füllte mit der Zeit das weite Rund der Jahrhunderthalle. Es war eines der Sinfoniekonzerte, das die Sechstausend aus ihrem Alltagstrott herausholte und in den gigantischen Bau lockte. Noch waren die Musiker nicht erschienen. Nur die Bestuhlung auf der Bühne verriet, dass dort in wenigen Minuten ein Orchester spielte – ein aus Bläsern, Schlagzeugern und Streichern bestehender Klangkörper, erst im vierten Satz um Gesangssolisten und einen gemischten Chor erweitert, das gesamte Ensemble angeführt von einem über die Grenzen Breslaus hinaus bekannten Dirigenten. Beethovens Neunte stand auf dem Programm, mit Schillers Gedicht *An die Freude* im Chorfinale. Als die Musiker endlich erschienen und auf ihren Stühlen Platz nahmen, war die Geräuschkulisse der Besucher noch in vollem Gange. Erst der Auftritt des Maestros sorgte abrupt für Stille, ehe ein Beifallssturm einsetzte, unterbrochen von einzelnen Bravo-Rufen – und

das, obwohl noch kein einziger Ton gespielt worden war. Der Dirigent hob den Taktstock zum Zeichen des Einsatzes. Im Saal war es jetzt mucksmäuschenstill. Das Orchester begann zu spielen, schien meine musikalische Ader zunehmend in Wallung zu bringen.

Irgendwann im Laufe des ersten Satzes setzt sich der mittlerweile Dreieinhalbjährige, der neben seiner Mutter direkt am Gang sitzt, in einem unbeobachteten Moment in Bewegung, schleicht neugierig auf die Musiker zu und verfolgt gebannt das Geschehen auf der Bühne. In den Gesichtern der Zuhörer tauchen die ersten Lachfalten auf, gefolgt von einem zunehmenden Kichern, nachdem der musikalische Zwerg das Podium erklommen und zu dirigieren begonnen hat. Dabei zeigt er nicht nur Gefallen an der Musik, sondern vielmehr noch am Dirigieren des Orchesterleiters. Jede Bewegung des hoch über ihm thronenden Mannes macht er gekonnt nach, lässt sich auch vom einsetzenden Gelächter der Konzertbesucher nicht aus dem Konzept bringen. Als der Maestro nach dem Satz den Buben gar noch zu sich hinaufzieht und gemeinsam mit ihm eine Verbeugung vor dem Publikum macht, hält es die Leute nicht mehr auf den Sitzen. Erst die herbeigeeilte Mutter, der die Angelegenheit sichtlich peinlich ist, macht dem unvorhergesehenen Auftritt ihres Filius, begleitet vom rhythmischen Klatschen der Besucher, ein Ende.

Der Krieg neigte sich dem Ende zu. Die Absicht der Reichsführung, angesichts der näher rückenden Sowjettruppen – einer schier ausweglosen Situation – Breslau zur Festung zu erklären, demonstrierte nicht nur die Unfähigkeit der Nazis, eine drohende militärische Niederlage zu erkennen, geschweige denn einzugestehen. Sie grenzte ge-

radezu an Größenwahn. Der Führer und seine Vasallen hielten am totalen Krieg fest, waren einfach nicht davon abzubringen, weitere Menschenleben sinnlos zu opfern. Leider trug auch die breite Masse, die aus eben diesen Menschenleben bestand, dazu bei, an den Endsieg zu glauben und notfalls für ein paar Wahnsinnige sterben zu wollen. Und um zu zeigen, dass zum Erreichen des Zieles – nämlich dem Feind bis zum letzten Blutstropfen erbitterten Widerstand zu leisten – jedes Mittel recht war, plante der braune Mob, einen Großteil Breslaus, das zu den schönsten Städten Deutschlands zählte, dem Erdboden gleichzumachen. Wenn die Russen die schlesische Metropole schon einnahmen, sollten sie ihre Fahnen wenigstens auf rauchenden Trümmern hissen.

Der Vater soll bei diesem Irrsinn mitwirken. Er, der zwar keiner Fliege etwas zu Leide tun kann, aber, im Gegensatz zu seinem rebellischen Schwiegervater, eher aus Sorge vor Repressalien als aus politischer Überzeugung der Partei beigetreten ist und nun zum Militärdienst gezwungen wird, soll zur Zerstörung der Stadt beitragen, mit Dynamit ganze Häuser, auch das Haus, in dem er mit seiner Familie wohnt, ja die ganze Straße, die zum Flughafen hinausführt, in die Luft jagen und den Schutt für eine zusätzliche Start- und Landebahn der eigenen Jagdbomber beiseite räumen. Ob er diesen Wahnsinn überleben, seine Familie, deren Evakuierung bevorsteht, jemals wiedersehen würde, steht in den Sternen. Zu ungewiss sind die Folgen des Krieges, wie die Russen als Sieger mit den Deutschen verfahren würden, zu schmerzlich die Gedanken beim Abschiednehmen, ob Frau und Kinder die Flucht bei der Kälte überhaupt überstehen würden.

Die Evakuierung der Menschen, die ihre Heimat Hals über Kopf verlassen mussten, war ein einziges Chaos, die Flucht vor den nahenden Russen für viele gar eine Tragödie. Vor allem die eisige Kälte machte den meisten, insbesondere Frauen, Kindern und Alten zu schaffen. Viele blieben auf der Strecke, kauerten, vom Marsch erschöpft und vor Hunger entkräftet, am Straßenrand und erfroren. Ihre Leichen säumten tagelang die Fluchtwege, ehe sie geborgen werden konnten. Es gab kaum Nahrung – vor allem für Säuglinge und Kleinkinder eine Katastrophe. Und niemand wusste, wie weit er noch in notdürftiger Winterkleidung laufen oder mit einem von geschundenen Pferden gezogenen Treck fahren musste, um ein halbwegs sicheres Ziel zu erreichen. Am allerschlimmsten traf es die Greise, die nicht transportfähig waren und in den teilweise zerstörten Häusern zurückbleiben mussten. Mutter und Großmutter rafften schnell das Notwendigste zusammen, gingen mit uns Kindern auf die Straße hinunter und warteten auf den Abtransport.

Wir hatten Glück, von einem der Flüchtlingstrecks mitgenommen zu werden. Geblieben waren uns nur ein Koffer voll Wäsche, eine Tasche mit Verpflegung und die bekleidete Haut. Ganze drei Tage waren wir unterwegs, übernachteten in zwei Dörfern, wo wir jeweils in einer Scheune unterkamen. Dann endlich erreichten wir Kunzendorf, das weit genug vom Kriegsschauplatz entfernt war. Dort blieben wir ein paar Wochen.

Wer nicht auftauchte, war mein Vater. Die Angst, dass wir uns möglicherweise nicht mehr wiedersahen, war groß. Dennoch mussten wir weiterziehen. Von Kunzendorf ging

es nach Hirschberg. Auch dort hielten wir uns einige Wochen auf, hofften sehnlichst auf die Rückkehr des Vaters. Und tatsächlich: eines Tages traf er mit einer Gruppe Verwundeter in der Stadt am Riesengebirge ein. Das Wiedersehen geriet zum Feiertag, obwohl es kaum etwas zu essen und zu trinken gab, um ausgiebig feiern zu können. Meine gläubige Mutter schickte ein Gebet gen Himmel. Und mein unvernünftiger Vater, der nicht wegen einer Verwundung, sondern wegen seiner zunehmend geschädigten Lunge vom Militärdienst suspendiert und so vor dem eigenen Untergang bewahrt worden war, zündete sich eine Zigarette an.

Mit der Zeit wird es überall im Osten des inzwischen besiegten Deutschen Reiches brenzlig. Die leidgeprüften Polen, die von den Russen selbst vertrieben wurden und nun zwangsweise nach Schlesien auswandern, rücken allmählich nach, so dass die verbliebenen deutschen Flüchtlinge weiterziehen müssen. In den folgenden Tagen zehren nicht nur Kälte, Hunger und Durst an den Kräften der aus der Heimat Vertriebenen. Es sind auch die erschütternden Bilder, die den Menschen unterwegs in den zerbombten Städten begegnen. Besonders schlimm hat es Dresden getroffen, das von einem regelrechten Flammeninferno heimgesucht wurde. Überall brennt es lichterloh – eine Schreckensszene, die sich im Gedächtnis des Vierjährigen festsetzt. So sind alle erleichtert, als sie endlich in Marienberg im Erzgebirge ankommen, wo sie sich vorerst sicher fühlen dürfen.